

Herbstausflug am Genfersee

Autor(en): **P.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663885>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

geben zu müssen. Aber trotzdem, bleibt Echnaton nicht dennoch eine der allergrößten und allerherrlichsten Gestalten der gesamten Weltgeschichte? Wäre er nur der erste große Dichter, nur der erste künstlerische Städtebauer, nur der erste Vertreter einer erhabenen Auffassung der Gattenliebe, nur der erste königliche Friedensfreund, nur der erste Verkündiger des Einen Gottes, der die Liebe ist, wäre er nur der erste Weise und Menschenfreund, der die Barbarei

überwunden hat und ganz lebendige Liebe war, wir müßten ihn bewundern. Nun aber vertritt er alle diese Neuschöpfungen gleichzeitig, und damit eine Vielseitigkeit und Fülle, wie sie wohl keine zweite Persönlichkeit der Geschichte besaß. Und er hat, um alles dies zu verwirklichen, freiwillig die schwersten Leiden auf sich genommen. Darum geziemt es sich, in tiefer Ehrerbietung, Dankbarkeit und Liebe sich vor diesem edlen, reinen Märtyrer und Helden zu verneigen.

Oskar Pfister.

Sanfter Herbst

Ein sanfter Herbst geht seinem Ende zu
Die Bäume, schon im Purpur der Vergängnis,
schwer von der Früchte reifender Bedrängnis,
ermüdeten und sehnen sich nach Ruh'.

Vom Pflug zerrissen liegt das Land im Hauch
des blauen Tags. Es strömt aus jeder Rille
Geruch von Erde. O geliebte, stille,
verträumte Zeit! Was macht es, wenn dann auch

der Winter kommen muß nach dem Gebot,
dem das Geschaffne hörig ist und pflichtig?
In dieser Stunde ist nur eines wichtig:
das Leben lieben treu bis in den Tod.

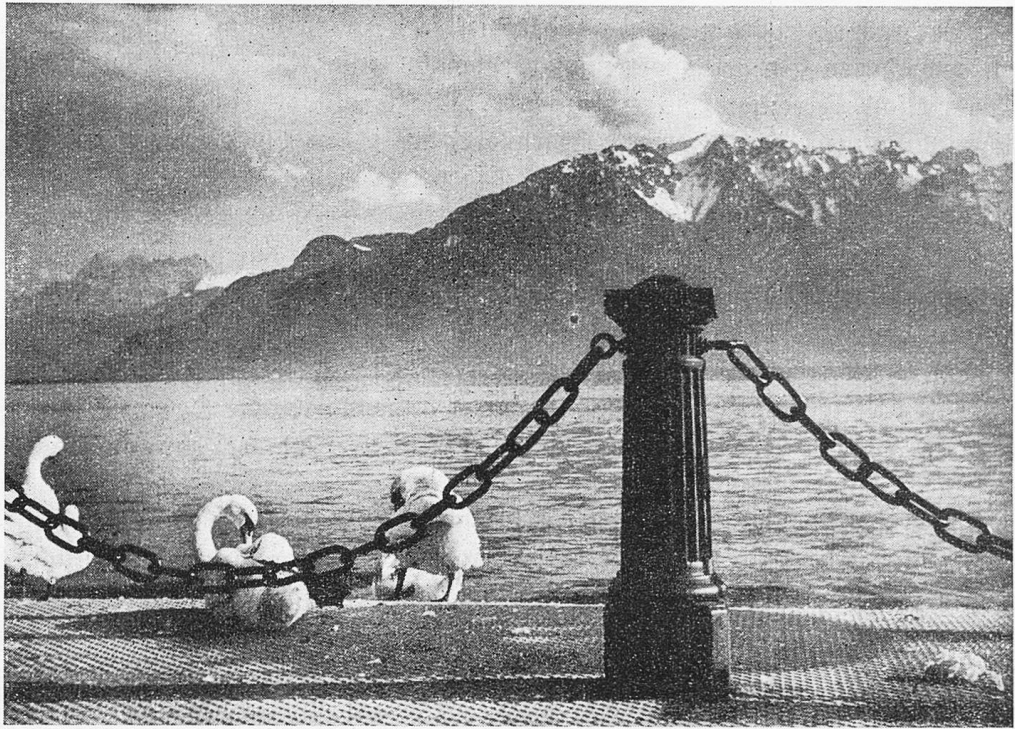
Silba Bergmann

Herbstausflug am Genfersee

„Sonne, leuchte mir ins Herz hinein,
Wind, verweh mir Sorgen und Beschwerden!“

Diese Strophe aus der „Musik des Einsamen“, von Hermann Hesse, aus welcher die innere Not des gequälten Menschen, aber auch dessen Hoffnung auf Erlösung oder doch Linderung klingt, begleitet mich in den grauen Morgennebel hinaus. Es ist Samstag; alle andern Menschen gehen ihrer Arbeit nach, nur ich bin frei; ich will meinen müden Kopf, mein unruhevolles Herz in der Schönheit und Stille der Genferseelandschaft erfrischen und besänftigen lassen. Bald bin ich aus dem Stadtbereich; Wiesen, Gärten mit feuerroten Astern und Dahlien wandern mit mir aufwärts, der immer stärker durch die Nebelwand drückenden Sonne entgegen. Bald blinzelt sie hier ein wenig, dort einen Augenblick aus der grauen Decke, deren Troß in kurzem gebrochen sein wird. In dieser Morgenbeleuchtung heben sich die zum See abfallenden Hügelzüge mit ihren wechselnden

Kammlinien aufs deutlichste ab, wäre ich ein Maler, so wollte ich sie in einer Skizze festhalten. Denn in jeder Linie ist eine Grazie, ein Schwung, ein bald demütig lächelndes Sichsenken, so, wie etwa eine Kokodame mit den Fingerspitzen ihren Seidenrock zierlich aufrafft und sich dabei vor ihrem Kavaliere verneigt, bald ein mutwilliger, aber plötzlich angehaltener Sturz ins Blaue, das heißt zum blaugrauen See hinunter, ein heftiges Verlangen, noch einmal zur Höhe, zur freien Sicht zurückzukehren, was jedoch nimmer möglich ist. So auch die ganze, wechselnde Landschaft, die grünen, waldigen Talmulden, in deren Tiefe ein Bach rauscht, die Wiesen, Obstgärten und vereinzelt Weinberge, als ob der gewaltige Baumeister dieser Landschaft, in einer feuchtfrohlichen Schöpferlaune, wahllos in den Reichtum seiner Kulissenherrlichkeiten gegriffen und daraus einen neuartigen Zirkus, eine grüne Arena über der blauen Bühne, dem Léman, hätte



AM GENFERSEE

Phot. W. Haller, Zürich
Nr. 6151 BRB. 3. 10. 39

errichten wollen. — Ich habe Belmont mit seinem hölzigen Kirchturm, seinen Cafés und einfachen, fast ärmlichen Bauernhöfen hinter mir und wandere auf ebener asphaltierter Straße, einer Art Höhenweg, immer weiter, der Sonne entgegen. Wie still ist es auf der Straße, kein Auto, nur einmal eine Abteilung Soldaten auf dem Fahrrad. Tief unter mir leuchten die Häuser von Bullly und Luthry im hellen Morgenglanz. Der See schläft noch, von seiner dicken Nebelwolke ganz eingemummelt. Wie stehn die Obstbäume doch so grün und traurig da! Kein, fast kein Obst ist daran zu sehen; nur hier und da leuchtet ein roter Apfel, eine gelbe Birne wie verschämt aus dem unnützen, dichten Laubwerk. Und doch, sie können ja nichts dafür, die Bäume; das Jahr war in jeder Beziehung schlecht, Regen, Fröste, Gewitter und Überschwemmungen haben unendlich geschadet. Kein Obst, die Beeren teilweise erfroren, die Tomaten noch grün, die Kartoffeln gesund, aber oft zu klein und nicht sehr reichlich, — manche Bauern ernten nicht einmal das nötige Saatgut, geschweige denn einen Vorrat, — und zu allem die Mobilisation, Kriegsgefahr, die Männer fort, die jetzt daheim so nötig wären, wer weiß, wie lange?

Ich zweige mit meinen sorgenvollen Gedanken von der Hauptstraße links ab und gelange

durch einen Weiler. Da begrüßen mich eine ganze Reihe mit bunten Früchten beladene Obstbäume, die hier irgendwie geschützter sind als anderwärts. Und wie ich, durch ihren Anblick aufgemuntert, weiter schreite, schallt mir aus dem offenen Fenster eines ärmlichen Bauernhauses das Lied eines kleinen Mädchens entgegen, es ist das Gebet für das Vaterland von Jaques-Dalcroze: „Tu m’as dit d’aimer: j’obéis, mon Dieu, protège mon pays!“ Ein dünnes Kinderstimmelein, das Lied aus einfach gläubigem Kinderherzen ist die Antwort auf die Not meines Herzens, auf die Not unser aller, die wir nur allzu rasch verzagen . . .

Das Emd duftet so herrlich wie noch nie, in der klaren Herbstluft zittert fernes Herdengeläute, ein unsichtbarer Geisterchor singt die kindliche Melodie leise und vielstimmig weiter, trägt sie schwebend über das ganze Land, in alle bekümmerten Herzen . . . Im Weitererschreiten begegne ich immer häufiger arbeitenden Männern, Frauen und Pferdegespannen. Es wird gepflügt, gesät, die Kartoffeln werden meist mit der Hacke ausgegraben. Metallen glänzende Schollen, gebückte Rücken, erhobene Kärste, halbvolle oder beinahe volle Säcke mit Kartoffeln, die aus der Ferne in wunderlichen Formen erscheinen, ohne Hast, ohne lautes Gerede wird ruhig und ernsthaft gearbei-

tet, aber auch ein Wort mit dem wandernden, selten gewordenen Spaziergänger nicht verschmähst. Das vielfach berechnete, althergebrachte, bäuerliche Mißtrauen dem Fremden gegenüber hat heute einer neuen Verbundenheit unter den verschiedenen Ständen Platz gemacht; das gemeinsame Schicksal der Heimat hat die Unterschiede aufgehoben, wir sind zu Kameraden, Brüdern geworden, ohne ein Wort davon zu sagen; denn das braucht es nicht.

Es ist bald Mittag; um das alte Gemäuer des Tour de Gourze, dem uralten Refugium, schleichen noch einige Morgennebel, die mich bestimmen, auf eine völlige Besteigung zu verzichten. Es ist gut so: denn ich komme gerade recht, einer jungen Bäuerin den schweren Korb mit Zwiebeln und Lauch tragen zu helfen, auf der einen Schulter drückt schon der Karst, und mit der einen Hand hält sie drei Salatköpfe. Es ist eine blonde Frau, ihre Sprache tönt nicht wie diejenige der Einheimischen. Es ist eine Bernerin, deren Mann erst vor zwei Monaten das Gut hier oben übernommen. Jetzt ist er an der Grenze; es fehlt eine männliche Kraft, alles Suchen hat bis jetzt nichts genützt. Und bei uns in der Stadt hungern immer noch so viel junge Männer und Burschen arbeitslos herum. . . Ich lasse mir den Namen der Frau aufschreiben und verspreche ihr, mein Möglichstes zu tun, ihr eine Hilfe zu senden. . .

Gegen halb ein Uhr bin ich am stillen Lac de Brêt, wo ich mich in einer sonnigen Laube ausruhe und stärke. Eine Stunde später liege ich auf der sonnigen Anhöhe des Signal de Chexbres, ungefähr an dem Platze, von wo aus Ferdinand Hodler eines der schönsten Genferseebilder gemalt hat. Mein Weg hat mich an stillen Gehöften, an abgeernteten Äckern vorbeigeführt, worauf noch einzelne helle Halme standen und ein Flimmern und Leuchten von Reife und Sommer ausstrahlten. Manchmal flammte über einem verlassenem, halb verwittertem Gartenhaus der wilde, rote Rausch der Jungfernrebe. — Nun liege ich hier oben, auf einer gemähten Wiese. Gerade vor mir senkt sich eine milde, grüne Mulde zum nahen Steilabfall des Felsens. Ein einzelner Baum schaut von diesem schönsten Punkt zum grauen See hinunter, der jetzt allmählich zu erwachen scheint. Es ist, als ob ein riesiges

Eisfeld am Auftauen wäre. Graue, weiche, riesige Spirallinien durchziehen die ruhende Fläche, als ob ein riesenhafter Schlittschuhläufer seine Kunst hier versucht hätte.

In der Richtung gegen das Wallis und auch gegen Montreux, Caux, liegt alles im Dunst versteckt, nur die Uferlinien und die Bergkämme zeigen sich deutlich mit feinen Strichen. Ein Schiff taucht auf, sein Tuten tönt warm durch die große Stille. . . Wie frei, wie weit ist auch jetzt der Ausblick!

Und doch ganz anders als im Sommer, verhaltener, rätselhafter, ahnungsreicher. Der Nachmittag jedoch räumt mit den Nebeln und dem Geflunker auf; die herrliche Waadtländer Riviera strahlt in blendendem Lichte, all die hellen Weinbergmäuern, die einzelnen Baumgruppen, Höfe, Schlößchen, der ganze, frohe Reigen der lieblichen Buchten leuchtet klar in seiner uralten, bezaubernden Anmut. Immer mehr werde ich von dem Wesen des Nebenlandes umspinnen. Zwischen einer unendlichen Weite des Sees und der freien, durch keinen Baum gemilderten Gewalt des Himmels, inmitten von hunderttausend Weinstöcken, deren Früchte, Gott sei Dank! zahlreich und am Reifen sind, wie klein und verloren komme ich mir vor! Beim Blick in die Tiefe, wenn ich bedenke, daß auf diesen schmalen Mäuern Menschen mit schwerer Hutte gehen müssen, erfaßt mich ein schwindliges Gefühl! Wohl braucht es noch viel Sonne, einen Monat lang, damit der Wein nicht nur, was die Menge, sondern auch was die Güte betrifft, gut werde, erklärt mir eine ältere Frau, die mit Gemüse beladen, nach Rivaz hinunter schreitet. Auch sei es ein Glück, daß die Männer, Pferde und Wagen dann aus dem Dienst entlassen würden, man sehe daraus, daß unsere Landesväter doch Verstand hätten, und zum Glück sei ja der General ein Waadtländer, der wisse, was für die armen Weinbauern auf dem Spiele sei. . . , man könne ja froh und dankbar sein, daß es nicht schlimmer stehe, sie freue sich, bald ihre beiden Söhne auf Urlaub zu sehen. Damit sagt sie mir freundlich guten Abend; denn sie hat ihr Haus erreicht. Und mir ist, während ich heimfahre, als vernehme ich durch die Abenddämmerung das Lied des kleinen Mädchens: „. . . mon Dieu, protège mon pays. . .“ P. H.